



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands

Eichendorff, Joseph von

Paderborn, 1857

Fouqué.

urn:nbn:de:hbz:466:1-11534

wir von der reinen, schlichten Seele scheiden, die uns aus allen seinen Liedern so treuherzig anblickt. Um so schmerzlicher aber empfinden wir es, daß eben nicht jeder Alles vermag, und daß es daher auch diesem reichen, aber weichen Gemüth nicht gegeben war, den frommen Ernst und die tüchtige Gesinnung in umfassenderen, eingreifenderen Bildungen zu gestalten und zu verbreiten. Denn selbst seine Kriegspoesie, bei allem darin aufblühenden Kampfesmuth, mahnt im Ganzen doch unwillkürlich an Theobald in Arnim's Appelmännern, wo dieser sagt: Ihr habt mich mit eurer Hestigkeit so in den Krieg wie in ein Meer hineingestürzt, und nun ich zur Besinnung komme, find' ich nirgend Land, um meinen Fuß zu setzen, und geh in meiner Wehmuth unter.

Fouqué.

Kein neuer Dichter war ein so entschiedener Partisan der Romantik, keiner hielt, noch lange nach ihrem Untergange, bis zum letzten Athemzuge getreuer zu ihrer Fahne, als der bekannte Major und Ritter Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Frühzeitig durch die Schlegels aus einem vagen Dilettantismus geweckt und für den neuen Kriegszug geworben, gehört er ein volles Menschenalter hindurch zu ihren ersten und letzten Verfechtern. In die Verherrlichung des Mittelalters zur Kräftigung der Gegenwart, in die Wiederbelebung alterthümlicher und ausländischer Formen, in die religiöse Weltanschauung, mit Einem Wort: in alle Intentionen der Roman-

tif ging er gläubig ein, und die Poesie selbst war ihm immerdar eine geheimnißvolle Gabe von Oben, „vermitteltst welcher dem Begabten überschwänglich mehr zu Theil wird, als er mit eigener Verstandeskraft hervorzubringen vermöchte.“ Viele seiner Lieder werden durch die innige Frömmigkeit, die darin weht, unvergänglich bleiben. Welch ein mildes, gott-ergebenes Gemüth spiegelt sich z. B. in seinem Liede nach der Schlacht von Dresden:

„Herr Gott, Dein Wille soll ergehn!
 Ich sünd'ges Menschenkind,
 Ich kann ihn leider nicht verstehn,
 Ich bin zu blöd und blind.
 Doch heb ich zu Dir auf in Müh'
 Das schmerzbeladne Haupt,
 Und denke spät und denke früh:
 Dort schaut, wer diesseits glaubt.“

Dieses unbedingte Gottvertrauen, ohne alle Reservationen und philosophischen Hinterhalt, giebt ihm auch überall Zuversicht und Freudigkeit:

„Und zur Leier sing' ich schöne Lieder;
 Die geleiten mich wie helle Kerzen.
 Wieder
 Lönen sie in manchem deutschen Herzen.
 Ach und beten kann ich, beten,
 Freudiglich!
 Will mich Christ bei Gott vertreten,
 Wer ist wider mich?“

Und so durfte der getreue Kämpfe wohl getrost von sich selber sagen:

„Wohin Du mich willst haben,
 Mein Herr, steh ich bereit,
 Zu frommen Lieder Gaben,
 Wie auch zu wackern Streit.“

Dein Bot' in Schlacht und Reise,
 Dein Bot' im stillen Haus,
 Ruh' ich auf alle Weise
 Doch einst im Himmel aus.“

Und dennoch — obgleich er lange Zeit von einem zahlreichen Publicum und insbesondere von den Frauen mit Begeisterung begrüßt und gepflegt wurde, hat grade Fouqué, freilich ganz wider seinen Willen, am meisten dazu beigetragen, die Romantik in Mißachtung, ja Verachtung zu bringen. — Ueber diesen befremdlichen Ausgang eines bedeutenden Dichtertalents wollen wir uns in nachfolgenden Zeilen näher zu verständigen suchen.

„Diese Dichtungen gehörten einstmal zu meinem alleseigenthümlichsten Ich — ja sie waren mein Ich, wie ich gar wohl behaupten mag.“ So versichert Fouqué im Nachwort zur letzten Ausgabe seiner ausgewählten Werke. Und wir werden dieser Versicherung um so volleren Glauben schenken, wenn er an einer anderen Stelle, wo er von seinem Hauptwerke, dem Zauberringe, redet, uns noch einen schärferen Blick in seine poetische Auffassungsweise thun läßt. „Folko von Montfaucon, sagt er nämlich dort, lag und liegt mir nun einmal gar eigenthümlich am Herzen, als Ur- und Vorbild der jetzt nur in einzelnen Erscheinungen — namentlich schön in den siegflosen, aber ehrenreichen Vendékriegen — auftauchenden altfranzösischen Ritterlichkeit. In diesem Gefühl konnte es sich der Dichter auch nicht versagen, jenen in die Farben seines eigenen Wappenschildes zu kleiden: Himmelblau und Gold, und ihm dessen Embleme zuzutheilen, ja gewissermaßen ihn auch mit dem eignen Stammesnamen zu bezeichnen; „denn Foulqué's hießen wir in älteren Zeiten, und zwar muthmaßlich (unserer normannischen Abkunft zufolge)

von dem Nordlandsnamen Folko oder Fulko hergeleitet, und eine Burg Montfaucon gehörte zu unseren damaligen Besitzthumen.“ — Ja, nachdem er auf diese Weise den gänzlich aus der Luft gegriffenen Romanhelden Folko gewissermaßen zu seinem eigenen Urahn gemacht, hält er später seine Schilderung des Schwedensieges in demselben Romane, wo Otto von Trautwangen in das feindliche Fußvolk einbricht, alles Ernstes für eine Ahnung, die sich ihm in der Schlacht bei Lützen, da er selber eben so den Freiwilligen auf ein französisches Quarré vorangesprengt, erfüllt habe. Auch seine Soldatenlieder, die „in dem großen Kriegsjahr Dreizehn“ von den jungen Jägern häufig auf den Märschen gesungen wurden, waren recht sein eigenstes Erlebniß, im Gegensatz zu vielen Anderen, welche dazumal ihren Patriotismus zu Haus in tapfern Worten verpufften. Er selbst vielmehr stürzte sich rücksichtslos in den Krieg, und hat durch sein wackeres Beispiel viele Herzen entflammt.

„Der hat gesungen dies kecke, freudige Lied,
Sich selbst zu rufen zu kecken Thaten auf,
Daß er vollbringe, was er als Dichter rieth,
Und freudig ende den edeln Lebenslauf.“

Dieses völlige Identificiren des Dichters mit seinen Dichtungen erklärt nun allerdings die liebenswürdige Aufrichtigkeit seiner Schriften. Aber so ehrenwerth die letztere ist und bleibt, so hatte doch das erstere, bei der eigenthümlichen Persönlichkeit Fouqué's, auch seine sehr bedenkliche Rehrseite. Denn Fouqué war vom Kopf bis zur Zeh ein Berliner Reiterofficier mit dem sentimental-chevaleresken Anflug der 90er Jahre; und so wurden, bei seiner assimilirenden Dichternatur, seine altfranzösischen, maurischen und Nordlandsrecken mehr oder minder Preussische Gardesofficiere aus jener Zeit, wohl-

gefällig und nicht ohne Koketterie sich in dem blanken Schilde der Ritterlichkeit bespiegelnd, der, weil er modern polirt war, die Vorzeit oft verzerrt reflectirte, wie z. B. die zimperlichen, langgestreckten Jungfraungestalten, die auf den Bildchen im Frauentaschenbuche recht täuschend wiedergegeben sind. So wurden überhaupt fast alle seine Romane zu ritterlichen Komplimentirbüchern, gleich den alten Pergamentdrucken, an den Rändern mit katholischen Miniaturarabesken wunderbar verziert. Liebe, Frömmigkeit, Patriotismus, Alles ist bei Fouqué halb wahr, halb gemacht; die Tapferkeit muß einen eleganten Henri quatre tragen, die Unschuld à l'enfant frisirt sein; überall eine große Gutmüthigkeit bei einem kleinen Verstande, der von seiner eigenen Affectation nicht einmal eine Ahnung hatte. Um endlich Alles zusammenzufassen: bei Fouqué überwältigte die reiche, auf einen Punkt gespannte Phantasie, verbunden mit einer ehrlich ritterlichen Intention, alle anderen Geisteskräfte, und machte ihn so zum Don Quixote der Romantik. Denn wie Don Quixote hielt auch er seine mittelalterlichen Illusionen für baare Wirklichkeit, macht vor jedem Gesange seiner „Corona“ in eigener Person als Folko und Major und Sänger auf seinem klugen Rosse mit feierlicher Courtoisie die Honneurs, und schreibt die Niederlagen, die er zuletzt im Beifall des Publicums erlitten, sehr gelassen den unbekanntem ultra-liberalen Zauberern zu.

Kein Wunder daher, wenn die Welt über sein absonderliches christliches Heldenthum allmählich ein Lächeln überkam und endlich ein rohes Lachen über alle Romantik ausbrach, für deren Hauptrepräsentanten er bei der Menge gegolten. Für uns aber hat es etwas peinlich Rührendes, den greisen Dichter, wie einen abgedankten Tragöden nach längst vollendetem Schauspiel noch immer zwischen den umgeworfenen

Rouliſſen und verlöſchenden Lampen in ſeiner alten Rüſtung rumoren zu ſehen, als wäre eben noch Alles ringsumher, wie in ſeiner fröhlichen Jugend. — Friede und Achtung ſeinem Andenken, wie Allen, die es redlich gemeint!

Uhland. Kerner.

In Uhland culminirt die romantische Lyrik. Nicht nur daß er die zerstreuten Klänge, die Tieck einſt zum Theil noch wirr und formlos angeſchlagen, erſt zum wirklichen Liede gemacht; ſondern ſeine Lyrik ſteht auch ſchon ſcharf auf der Wetterscheide zwiſchen der romantischen und der neuſten Zeit, gleich wie ja Uhland ſelbſt ſeinem Alter nach (geb. 1787) beiden Geſchlechtern angehört.

Allerdings wurzeln ſeine ſchönen Lieder, durch die er berühmt geworden, noch in dem alten Boden. Es iſt noch Luſt, Licht und das ganze poetiſche Glaubensbekenntniß der Romantik, wenn er in ſeinem „Märchen“ von dem wunderbaren Fräulein erzählt, die, von der ſchnurrenden Spindel der Stubenpoeſie verwundet, mitten unter ihren Paladinen in Zauberschlummer verſunken:

„So ſchließ ſie in der Halle,
Die Fürſtin, reich geſchmückt.
Bald hatte die Andern alle
Der gleiche Schlaf berückt.
Die Sänger ſchon in Träumen,
Rührten die Saiten bang,
Biſ in des Schloſſes Räumen
Der letzte Laut verklang.“